

Gott und Götter in Guyana

Missionare gab es in Guyana schon ab 1730

Als „Hallelujah Religion“ bezeichnen viele Gläubige im südamerikanischen Guyana ihre Form der Verehrung Gottes. Dabei beginnen sie ihren Gottesdienst mit einem Singsang, dem „Wada Boo“. Der tiefe Ton eines Horninstruments begleitet ihn. Sobald alle versammelt sind, findet ein Begrüßungstanz statt, bei dem sich die Anwesenden an den Händen halten. Sie bewegen sich nach ganz bestimmten religiösen Regeln.

Die ersten Missionare kamen von der Herrnhuter Brüdergemeine um 1730 nach Surinam und kurze Zeit später auch ins benachbarte Guyana im nördlichen Südamerika und östlich von Venezuela gelegen. Beide Länder waren damals niederländische Kolonien. Weil die Missionare ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mussten, verlegten sie sich auf Handel und Gewerbe einerseits und andererseits auf die Verkündung der christlichen Botschaft.

Doch gab es immer wieder Rückschläge. Die Herrnhuter und ihre Familien, die dem tropischen Klima sowie den schweren körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen waren, starben wie die Fliegen. Mit fortschreitender Kolonialisierung gerieten die Ureinwohner, heute Amerindians genannt, zwischen alle Fronten. Sie wurden letztendlich vertrieben oder ermordet. Fortan galt die Aufmerksamkeit der Brüder den schwarzen Stadt- und Plantagenklaven sowie den in den Urwald Geflüchteten. Tief im Dschungel kam es erstmals 1765 zur Taufe des Häuptlingssohns Arrabini, des ersten einheimischen Mitarbeiters der Missionare. Später machten die Plantagenbesitzer die Glaubensbrüder für den Sklavenaufstand vom August 1823 verantwortlich. Dieser wurde blutig niedergeschlagen.

Rund 63 Prozent der indigenen Bevölkerung Guyanas sind Christen. Zwar gibt es keine genauen Statistiken in dem vom Tourismus fast unberührten Land. Doch Nicola Barram von der nationalen Tourismusbehörde in der Hauptstadt Georgetown spricht von einem hohen Anteil: „Die meisten sind Pro-



Schuldirektor Terence Brasche und Touristenführer Waldyke Prince.

Fotos: Ludwig

testanten, dicht gefolgt von Katholiken. Die Angehörigen der rund 250 Ethnien im noch sehr ursprünglichen Landesinneren nahmen in der Mehrzahl das Christentum an.“

1894 widmeten sich die Gläubigen der Fertigstellung der St. George's-Kathedrale in Georgetown. Noch heute ist sie eine der größten freistehenden hölzernen Kirchen der Welt. Schon 1778 entstand in Paramaribo, der Hauptstadt von Surinam eine erste Kirche aus Holz. Im Inneren der prächtigen gotischen Kathedrale der Hauptstadt zeugen Wandgemälde von den Mühen und Schwierigkeiten der frühen Siedler.

Nach etwa einer Stunde in einer kleinen Cessna über dichtem Regenwald und beim Anflug auf die Dschungellandebahn blicken die Reisenden auf die rund 250 Meter hohen, majestätisch anmutenden „Kaieteur Falls“ unter ihnen. Nach dem Einchecken ins Kaieteur-Gästehaus, einer einfachen Unterkunft, und einem zehn Minuten Fußweg, müssen die Gäste erst einmal Luft holen. So sehr begeistert sie der Blick auf einen der höchsten Wasserfälle Amerikas. Hier stürzt der Potaro-Fluss in einer einzigen Stufe auf einer Breite von fast einhundert Metern über eine 247 Meter hohe Sandstein-Klippe vom Hochland in das etwa auf Meeresebene liegende Tiefland. Nur kleine Reisegruppen sind erlaubt. Damit wird garantiert, dass der Besucher die tobenden Wassermassen fast für sich alleine hat. Es gibt weder Absperrungen



noch Begrenzungen, daher ist die Wanderung zum Aussichtspunkt nur mit Führer erlaubt.

Der Legende nach erhielt der Wasserfall seinen Namen nach dem Patamona-Häuptling Kai. Um seinen Stamm gegen die aufständischen Carib-Krieger zu verteidigen und Gott Makonaima gnädig zu stimmen, opferte er sich, indem er sich in einem Kanu in die Tiefe stürzte.

An diese Legende glauben die Amerindians noch heute. Es ist ihre Vergangenheit, lange bevor die Missionare kamen. Und auch die Patamonas hatten einst ihren Gott, den sie verehrten und Opfer brachten. Auch Schamane spielen in ihrer Welt eine große Rolle, jenseits ihrer Bekehrung zum Christentum. Wie in vielen anderen Naturreligionen auch gibt es Götter, die neben dem einen christlichen Gott existieren. Die Mayas in Guatemala und die Nachfahren der Inkas in Südamerika gehören dazu. Sie sind gläubige Christen, die aber bestimmte Feiertage und Festlichkeiten auch ihren eigenen Göttern widmen.

Neben den Patamonas gibt es das Volk der Chenapou ganz in der Nähe des mächtigen Wasserfalls. Es heißt Gäste herzlich willkommen. Besonders, wenn sie die anstrengende Anreise auf sich nehmen, um mehr über ihre Kultur und ihren Glauben zu erfahren. „Sie sind ausgesprochen gastfreundlich und wollen den Besuchern gerne aus ihrem Leben erzählen“, betont Tourismus-Direktor Brian Mullis. „Trecking

durch fast unberührten Regenwald zu den Chenapou ist dabei ein ganz einzigartiges Erlebnis.“ Doch es geht auch per Flug von Georgetown zur Dschungellandebahn der Chenapou in rund 90 Minuten. Oder zwei Stunden mit dem Boot auf dem Potaro-Fluss. Heute hat das einzige englischsprachige Land Südamerikas immerhin noch 183.000 Quadratkilometer geschlossenen Regenwald zu bieten. Es gibt weder asphaltierte Straßen noch eine gute Infrastruktur. Voran kommt man am besten mit kleinen Flugzeugen oder im Kanu entlang der mächtigen Dschungel Flüsse. Weniger als 5.000 Touristen jährlich zieht es in den mit 750.000 Bewohnern dünn besiedelten Staat zwischen Venezuela, Surinam und Brasilien. Eine Sandpiste als einzige Fernstraße verläuft quer durch das Land nach Brasilien.

Doch längst nicht alle Ureinwohner setzen auf Tourismus in ihrer direkten Umgebung. „Unsere Kultur ist für uns immens wichtig. Wir wollen sie nicht von anderen zerstören lassen“, sagt Schuldirektor Terence Brasche aus Yupukari. Er zielt dabei weniger auf internationale Gäste ab, die kommen und die Gepflogenheiten achten. Vielmehr haben sie Angst vor ihren eigenen Mitbürgern. „Wenn es erst einmal Straßen gibt, die die jungen Leute aus der Küstenregion mit ihren Jeeps, Gewehren und Alkohol zum Party machen hierher bringen, ist es mit unserer Kultur vorbei.“ Drastisch sieht er den Ausbau des Straßennetzes, denn Infrastruktur wird auch ihr Leben, ihre Traditionen negativ beeinflussen. So wie er denken viele.

Touristenführer Waldyke Prince bezeichnet die Entwicklung seines Landes als eine „bittersüße“ Erfahrung. Gefordert seien jetzt vor allem Bildung und Aufklärung, damit ein Raubbau verhindert werden könne. Dabei sei die Achtung vor den Legenden der Vergangenheit ein wichtiger Teil, die kulturelle Identität auch in Zukunft zu bewahren.

Sabine Ludwig

Mehr Infos online unter:
www.guyanaturism.com
www.wilderness-explorers.com